



## Wir kommentieren

**die Bischofssynode in Rom:** Groteske Informationspraxis – Die Großen des Konzils entwertet – Rückfall in vorkonziliares Denken? – Echte Fragen erhalten keine Antwort – Trotzdem Wille zur Tat in der Frage der Gerechtigkeit – Die Wunde der Synodalen, das Bewußtsein einer zerrissenen Kirche – Tragik der Synode: Angst verhindert ein existentielles Zeugnis – Die überzeugendsten Synodalen entsprechen nicht dem allgemeinen Wunsch nach Absicherung – Die angeschlagene Glaubwürdigkeit – Torpediert das Staatssekretariat den Wunsch des Papstes? – Salesianer Lute, vom Generalvikariat in Rom suspendiert, vom Papst rehabilitiert – Vorwurf des barbarischen Kim.

## Literatur

**Alexander Solschenizyn (2):** Das Geschehen von Gott her deuten – Ruf zur Umkehr – Es gibt viel Vernünftiges auf dieser Welt, aber wenig Gutes –

Absage an den Atheismus – Die bedrängte Kirche im Stich zu lassen, wäre niedrig und schlecht – Praxis der Kirchenverfolgung – Griff Stalin nach dem Religiösen? – Ein verfluchtes Alter ohne Glauben – Man kann sich die Kirche gefügig machen, aber nicht Gott – Sieg der göttlichen Gerechtigkeit – Solschenizyns Gebet.

## Wirtschaft

**Ernährungslage der Welt:** Leichter Männer auf dem Mond, als genügend Nahrung auf Erden – Hauptproblem, Bevölkerungszunahme – Verschiedene Ansichten über die heutige Ernährungslage – Energiebedarf eines Erwachsenen – 2,3 Milliarden Menschen zu gering bis knapp versorgt – Große Unterschiede in Entwicklungsländern – Kinder und Mütter besonders leidtragend – Gutgemeinte Versuche haben oft Bumerangwirkung – Warum ein Heer von Bauern nicht genügt, um ein Volk zu ernähren – Nur koordinierte Maßnahmen helfen weiter.

## Theologie

**Afrikanischer Beitrag zur Weltkirche:** Säkularisation nicht nur ein Produkt technischer Zivilisation – Integration von sakral und profan – Symbolik als Mittel der Kommunikation – Teilnahme am Leben der andern wichtiger als technische Raffinesse – Nicht Herdeninstinkt, sondern Mensch in Gemeinschaft – Was heißt Liminalität? – Wiederentdeckung der Freiheit im statuslosen Zustand.

## Buchbesprechung

**Ringens mit der ignatianischen Tradition:** Untersuchungen von R. Schwager über das Kirchenverständnis bei Ignatius von Loyola – Kritik an der einseitig hierarchischen Kirchauffassung in den ignatianischen Texten – Doch selbst Ignatius handelte gegen seine Texte – L. Bakker kritisiert die Kritik – Das Gold bei Ignatius ist nicht seine Kirchlichkeit, sondern die Entdeckung des modernen Subjekts.

## Brief aus Rom

Während ich an diesen Zeilen schreibe, die erst zehn Tage nach Abschluß der Synode das Licht der Welt erblicken werden, herrscht hier eine groteske Situation: die Bischöfe mußten den abschließenden Priesterstext, den sie vor vier Tagen erhalten hatten, wieder abgeben, weil der Text zugleich als Abstimmungspapier dient. Sie haben also zurzeit keinen Text zur Hand. Prinzipiell wurde nur den Abstimmenden ein solcher ausgehändigt. Tatsächlich haben aber sämtliche Journalisten und Berichterstatter einen vollständigen Text vor sich, außer den offiziellen, vom Vatikan bestellten Informatoren der Publizisten. Die guten Männer informieren uns mit Eifer nach bestem Wissen und Können aus dem Gedächtnis über den Inhalt des Dokumentes, das jeder von uns vor sich liegen hat.

Man fragt sich: Wann werden diese vatikanischen Herren endlich merken, daß sie nicht mehr im Mittelalter leben, in dem Dokumente nur von Kalligraphen Buchstabe für Buchstabe schön langsam gemalt werden mußten? Anders gesagt: Obwohl «diese Herren» natürlich wissen, daß es heute Druckereien und Photokopiergeräte von immer größerer Perfektion gibt, ja obwohl sie solche Geräte selber benutzen, haben sie doch in keiner Weise realisiert, was die Existenz solcher Instrumente für die Gesellschaft, ihr Denken, ihr Lebensgefühl, ja sogar für ihre sittlichen Normen bedeutet. So meinten sie tatsächlich, die eben erzählten kleinen kurialen Tricks könnten

verhindern, daß die Öffentlichkeit den Priestertext «erfahre» – und mußten eine recht peinliche Niederlage in Kauf nehmen. Sie können sicher sein: kein Beichtstuhl wird mit diesen Journalistensünden belastet werden! Das ist nur ein kleines Beispiel. Es erhellt aber eine ganze Situation.

## Die Welt, verkehrt gesehen

Von den Abstimmungen über den Priestertext und von der Wahl des permanenten Synodenrates muß ich nicht berichten, denn Sie kennen inzwischen die zwölf endgültig Erwählten und ebenso die abschließenden Abstimmungsergebnisse. Trotzdem seien zu den mir vorliegenden Ergebnissen der ersten, gleichsam spontanen Wahlen einige Bemerkungen gestattet. Gerade weil sie spontan sind, sagen sie über die Bewußtseinslage der Synodalen mehr aus, als die notwendigerweise retuschierten Schlußergebnisse.

Nun denn: Die einstmaligen Großen des Konzils sind allesamt restlos entwertet. Kardinal König eine Stimme, Kardinal Alfrink drei, sie blieben noch unter dem Schweizer Bischof Nestor Adam mit fünf Stimmen! Suenens erhielt noch fünfundzwanzig, Döpfner achtunddreißig. Beide im untern Teil der Tabelle.

An der Spitze hingegen steht der sehr klar und einfach formulierende, kollegial mit seiner Gruppe arbeitende Kardinal Höffner (77 Stimmen). Er ist alles eher als ein Mann einsamer Entschlüsse, wenn ihm auch der Kontakt mit der Basis nicht gegeben sein mag (die Basis war ja auch nicht da innerhalb der

Synode). Höffner ist ein Teamworkmann. Das sind die Großen meistens nicht – auf allen Gebieten.

Es folgt an Stimmenzahl der Afrikaner Kardinal *Mahla* – offensichtlich ein Großer – mit 72 Stimmen. Er hat seinen vom Vatikan bevorzugten Gegenspieler *Zougrana* mit immerhin sechs Stimmen überholt. Erstaunlich war die Stimmenzahl (71) für den fünfzigjährigen *Thiandoum* (Senegal, Dakar), der wegen seiner Ausgeglichenheit, wie man sagt, in Afrika höchstes Ansehen genießt. Überhaupt, die Afrikaner hatten es in sich. Kein Kontinent weist so viele Vertreter auf, deren Stimmenzahl über siebzig liegt. Nochmals erstaunte mich, daß von den so sehr in dieser Synode engagierten Lateinamerikanern (ihre Wortmeldungen stehen nach Europa an erster Stelle!) keiner auch nur auf sechzig Stimmen kam, obwohl die Wähler wußten, daß in diesem Gremium je drei Europäer, Afrikaner, Amerikaner und Asiaten sitzen sollten. (Eine törichte Einteilung, sowohl angesichts der Dichte der Katholiken in den respektiven «Kontinenten» wie auch angesichts der Situationen, etwa in Lateinamerika und den USA oder Kanada, die nun gemeinsam mit nur drei Vertretern «Amerika» darstellen. Aber es klingt halt so schön: «Von jedem Kontinent drei!») Von Südamerika erreicht also in diesem ersten Wahlgang der maßvoll aufgeschlossene Brasilianer *Lorsbeider* die höchste Stimmenzahl (51), obwohl ihn in dieser Synode bei den Interventionen der Peruaner Kardinal *Landázuri Ricketts* an Präzision und weiter Sicht zweifellos übertraf. Der Statistiker Kardinal *Krol* aus den USA brachte es auf 65 Stimmen, obgleich seine Theologie ein beschämend kurzes Hemd war. Das ausgezeichnet funktionierende Teamwork der Kanadier, das nach unserer Journalistenmeinung geradezu «die» erfreuliche Überraschung der Synode darstellte, fiel bei der Wahl vollständig durch. Zwischen Suenens und Döpfner oder darunter wurden sie angesiedelt.

### War die Synode vorkonziliar?

Den an der Bewußtseinslage dieser Elite aus der katholischen Hierarchie Interessierten stellt diese Wahl wahrhaftig vor Rätsel. Eine Analyse erweist sich als fast unmöglich. Es ist zwar klar, daß die Zeit des Konzils endgültig vorbei ist, und doch kann man nicht schlechthin von einem Rückfall in vorkonziliare Denken sprechen. An zu vielen Stellen sind deutlich Auswirkungen des Konzils zu bemerken. Und doch: Das Konzil hat offensichtlich die Starre von Formeln und Institutionen zu lockern versucht, die Synode aber suchte verzweifelt nach festen Formeln. Sie fand sie beim Priestertext, gewiß, durch einfachen Rückgriff. Wo sie aber weiter vorstoßen wollte, da ertrank sie. Die Fragen, die man sieht und als echte Fragen anerkennt, erhalten keine Antwort. So ist der Text ein Bild der Zerrissenheit. Die Sicherheit, die man suchte, hat man nicht gefunden, und als Ganzes, das sagen die Kanadier mit Recht, ist der Text einfach zu verwerfen. – Anders bei der Gerechtigkeit in der Welt. Klar war hier nur, daß man zum Handeln übergehen mußte und sich keinesfalls mit Worten begnügen durfte. Ja, man war allgemein gegen ein «Papier» eingestellt. Endlos wiederholte sich das in den Interventionen. Man suchte Aktionsprogramme, keine theoretischen Sätze. Deshalb fiel das Papier der deutschen Sprachgruppe, das wie ein Lexikon Begriffe polierte und formulierte, in der Gemeinschaft der Kleinzirkel glattweg durch. Theologie war erstaunlich wenig gefragt, wohl aber authentisches Handeln. Hier war nun die Synode fast weiter als das Konzil, das dann doch wieder für alles Formeln wollte. Gewiß «elastische» Formeln, aber doch Formeln. Zweifellos ist auch das Verlangen nach Menschlichkeit und Gemeinschaft allgemein. Von den 19 Abstimmungen im Priesterdekret ist der diesbezügliche Paragraph über den Priester als Diener der Einheit der einzige ohne Neinstimmen, und die höchste Zahl von Ja-Stimmen erreichte der Text über die Einheit der Priester unter sich. Wenn ich das richtig deute, heißt es: Die Synodalen tragen eine tiefe Wunde in sich: das Bewußtsein einer zerrissenen Kirche, und was be-

sonders schmerzt ist, daß sich das gerade bei den Priestern offenbart, obwohl gerade sie die Diener der Einheit zu sein berufen wären. Ebendarum – so scheint mir – ist auch der Text über den Ursprung und Kern des hierarchischen Amtes, der nach altem Stil von Priester, Prophet und König, nicht aber von Einheit redet, ziemlich massiv durchgefallen. Nur gegen Ende taucht unvermittelt die Eucharistie als Quelle und Zentrum der Einheit der Kirche auf und es wird gesagt, daß der spezifische Charakter des priesterlichen Dienstes seinen Höhepunkt eben im Vollzug des heiligen Mahles erreiche. Da fehlt ohne Zweifel eine saubere Linienführung.

### Kirche darf nicht am Stock gehen

Hier liegt, so meine ich, die ganze Tragik dieser Synode: Einerseits erkennt man ganz genau, daß das existentielle Zeugnis der freien und befreienden Tat das einzige ist, was die Kirche retten kann und was die Welt von ihr erwartet. Andererseits hat man eine erschütternde Angst, weil alles auseinanderzubrechen droht in der Welt und in der Kirche, ja die Kirche selbst. Also sucht man nach Stützen, auch wenn diese das Zeugnis verderben. So bietet man das Bild eines Martyrers, der am Gang zum Schafott ängstlich verlangt, die Zähne zu putzen, die Krawatte zurechtzurücken, die Finger zu maniküren, sich behutsam zu schneuzen, die vom Arzt verschriebenen Pillen gegen Leberschaden in den Mund zu schieben, der in fünf Minuten mit dem Kopf vom Leib getrennt werden wird. Kurz, man will wie ein wohlgeordneter Bürger aussehen. Die theologisch existentiell besten Redner dieser Synode, wie etwa *Lecuyer* (Ordensoberer des Ordens vom Hl. Geist), *Matagrín* (Frankreich), *Samuel Carter* (Jamaica), *Van Asten* (Afrikanermission), *Pironio* (Celam, Lateinamerika), *Kim* (Südkorea), *Gregoire* (Kanada), oder die schlichten, aber ganz konkreten, unbefangenen Zeugen wie *Weber* (Österreich), *Tepe* (Brasilien), *Gran* (Norwegen), *Echarren* (Spanien), *Marty* (Paris), *Arrupe* (Jesuiten) – es gab sie doch, sie waren zahlreicher noch als die eben genannten – hat man nicht gewählt, denn sie schienen die «bewährten» Absicherungen nicht genug zu betonen. Dagegen fanden die sich Absichernden – ich habe sie schon genannt – das Wohlgefallen der Mehrheit. Nicht als wären das schlechthin Reaktionäre, oh nein, es sind Männer mit einem festen Willen zur Erneuerung, zum praktischen Handeln, gewiß, aber meist sehr «wohlanständige», gestützt auf eine etwas simplizistische Theologie, die nicht «hinterfragt» werden darf. Sagen wir: sie sind Gegner von «Trends». Des Trends ist man müde. Da ist etwas sehr Berechtigtes dran, aber wo ist nun die Grenze von Trend und Zeichen der Zeit?

### Die Glaubwürdigkeit in der Kirche

Entschuldigen Sie, wenn ich jetzt in etwa spaße, da ich von der Gerechtigkeit in der Welt schreiben soll. Den Text, der durch die Abstimmungen durchgehetzt werden soll, haben die Bischöfe heute zwar erhalten. Ich kann ihn aber erst morgen früh haben, und gerade da muß ich meinen Bericht abgeben, damit er auf die Minute genau herauskommen kann. So schwerfällig macht uns das Zeitalter der Planung. Eines aber kann ich trotzdem versuchen: Ich möchte berichten, was zur Glaubwürdigkeit der Kirche gesagt wurde bei der Debatte über die Gerechtigkeit. Darüber kommt im Schlußtext nur wenig, und fast sicher die Hauptsache nicht. Die Glaubwürdigkeit der Kirche wird aber von vielen als ein entscheidendes Moment hervorgehoben. Die Kirche richtet Appelle zur Gerechtigkeit an Rußland wegen der Verletzung der Menschenrechte, an die Vereinigten Staaten, weil die von Nixon verhängten Schutzzölle nicht nur Japan schädigen, sondern ganz Südamerika zu ruinieren drohen, sie spricht auch gegen den Krieg in Vietnam, setzt sich ein für die Flüchtlinge in Pakistan. Aber das alles ziemlich vergebens. Sie gibt wundervolle Enzykliken zur sozialen Gerechtigkeit heraus, bleibt freilich dabei

meist so allgemein, daß die Unterdrücker selbst laut Beifall klatschen, ohne sich betroffen zu fühlen.

Warum, fragen viele Bischöfe, ist dem so? Gewiß, die Kirche ist nicht mehr «mächtig» wie im Mittelalter. Sie kann nicht Fürsten ein- und absetzen. Ihre Wirtschafts- und Finanzkraft sind international gesehen lächerlich klein. Aber da liegt, meinen manche, nicht der entscheidende Punkt. Sie ist unglaubwürdig, weil sie selbst das Evangelium nicht radikal zu leben wagt.

### Eine hintergründige Intervention

Der Theologe des Papstes, Erzbischof *Colombo*, gab eine höchst eigenartige Erklärung ab. Er meinte: «Die Kirche hat viel gesagt über die Förderung des Menschen und seine Befreiung – getan hat sie nicht ebenso viel; in ihr geschehen Dinge, die Skandal erregen. Wenn wir keine Priesterberufe mehr haben, so geht das zum Teil darauf zurück, daß wir unglaubwürdig geworden sind. Obwohl wir es versprochen haben, arbeiten wir nur wenig mit FAO und UNESCO zusammen ...» Den Hintergründen ging ich nach. Ein geistlicher Soziologe und ein nichtkatholisches Mitglied der FAO erklärten mir die Sache. Tatsächlich hat der Papst mehrfach und feierlich die Mitarbeit der Kirche mit der UNESCO im Kampf gegen den Analphabetismus zugesichert. Tatsächlich aber haben Mächtige des Staatssekretariates die Zusammenarbeit gebremst, weil sie befürchteten, daß dadurch die «Eigenleistung» der Kirche verdunkelt werde. Ähnliches ist wohl auch bezüglich der ökumenischen Zusammenarbeit zu sagen. Hier ist man nun wirklich vorkonziliar. Wenn man bedenkt, wie oft wir von absolut selbstlosem Dienst am Nächsten reden, predigen, schreiben, und wenn man dann solches vernimmt, wird einem schwarz vor den Augen. Es war wohl der Papst selbst, der Colombo veranlaßte, diese Rede zu halten. Leider verstand sie kaum einer.

### Verhinderte Gerechtigkeit

Wie oft geschieht es ferner, daß Laien, Priester, Ordensleute auf ungerechte Situationen reagieren wollen. Wer sie aber ohne Hilfe läßt, ihnen sogar widersteht, sind leider oft ausgerechnet kirchliche Behörden. Zurzeit pilgern hier in Rom jeden Sonntag die Journalisten in Massen zu dem belgischen Salesianer *Lute*. Er machte aus der normalen Seelsorge eine durchaus gewaltlose Befreiungsaktion unwürdig wohnender Menschen. Sein Orden wollte ihn aus Angst vor Konflikten an einen andern Ort versetzen. Er blieb und wurde wegen Ungehorsams aus dem Orden ausgeschlossen. Das römische Generalvikariat suspendierte ihn vom Dienst am Altar. Erst durch direktes Eingreifen des Papstes erhielt er wieder die Erlaubnis, die Messe zu feiern mit seiner Gemeinde. Aber warum die Quälerei zuvor, da er sich doch nur verpflichtet fühlte, gegen offensichtliches Unrecht anzugehen?

Man mußte nur die Reden der Bischöfe von Moçambique und Angola hören, um unverkennbar die Angst zu verspüren, die sie um ihre Privilegien hatten, mit denen der portugiesische Staat sie überhäuft. Sie haben wohl ehrlich gesprochen. Sie glauben wirklich, die ganze Welt verkenne ihre Lage. Aber es ist offensichtlich eine halb unbewußte Angst, die sie beseelt.

Jeder kennt die Geschichte von *Don Mazzi* und *Isolotto*. Ich will keineswegs in allem und jedem den pffifigen kleinen Dickkopf verteidigen. Sicher aber ist sein eigentliches Anliegen ein Kampf gegen offensichtliches Unrecht (auch innerhalb der Kirche, wegen sinnloser, aufwendiger Kirchenbauten), und die Behandlung, die er von seinem Bischof erfährt, kann nur als unverständige, übermäßige Härte bezeichnet werden, die der Angst entspringt, die «heilige Ordnung» könnte gestört werden. Pater *Lesnyer*, Generaloberer eines Ordens, der zur Evangelisierung der Ungläubigen gegründet wurde, verdient

Glauben, wenn er solche Beispiele als nicht selten bezeichnet und in ihnen Symptome einer tiefliegenden Krankheit der Kirche, die sie unglaubwürdig macht, sieht.

### Christsein heißt menschlich werden

Doch gehen wir der Sache auf den Grund. Ich glaube, der 49jährige Kardinal *Kim* von Seoul hatte recht, wenn er feststellt: Man müßte sich fragen, wieso der Kommunismus und Atheismus «ausgerechnet» im christlichen Europa entstanden sind, wieso der materialistische Kapitalismus «ausgerechnet» in sogenannten christlichen Ländern Wurzeln schlägt und sich verbreitet. Ist das nicht vielleicht auch die Schuld der Kirche, abgesehen von Zeitumständen und sozialen Bedingtheiten?

«Die Kirche hat wohl zuviel Gewicht auf die Institutionen gelegt, anstatt sich zu bemühen, eine brüderliche Gemeinschaft in Christus zu werden.»

Barbarischer *Kim*? Jedoch, er kennt unsere europäische Kirche nur zu gut. Er hat in Deutschland studiert und spricht unsere Muttersprache fließend und ohne jeden Akzent. Lesen wir ihn also weiter:

«Erwecken wir nicht auch heute, angesichts der stürmischen Umwälzungen der Welt, den Eindruck, (vor allem) auf die Rettung unserer gegenwärtigen Strukturen bedacht zu sein? Jedoch – genau wie Christus – müßte auch die Kirche (vor allem) darauf bedacht sein, für die ändern zu leben, um die Welt zu retten. Diese ganze innere Änderung in der Einstellung wäre der erste Schritt, um die Gerechtigkeit in die Welt zu tragen. Die Kirche wird die Menschheit retten, wenn sie menschlicher wird.»

### Groß und klein geschrieben

Ich glaube nicht, daß der Text der Synode das sagen wird. Er wird das Thema von der Gerechtigkeit im eigenen Haus schon behandeln. Er wird von den Frauen reden, denen mehr Verantwortung in der Kirche und sogar in der Liturgie zugesprochen werden muß. Alle Frauen werden sich freuen über die 18 Bischöfe, die zu ihren Gunsten gesprochen haben. Mit Recht. – Man wird auch von Schiedsgerichten sprechen, die unabhängig Streitfälle in der Kirche entscheiden sollen. Solche gibt es schon da und dort. Man wird verlangen, daß sie überall eingerichtet werden. – Man wird, wie dies seit dem Konzil gefordert wird, erneut darauf drängen, daß Prozesse nach heutigen Begriffen normal vor sich gehen, daß der Angeklagte Einsicht erhält in die Anklage, daß er einen Verteidiger frei wählen kann und so fort. Ob der greise Kardinal *Frings*, der diese Forderungen als erster mit Nachdruck auf dem Konzil vertrat, es noch erleben wird, daß sie auch erfüllt werden? Doch da wird gewiß auch an die von *Kim* genannten Institutionen gerührt. Man wird vermutlich nichts in dem Text finden über die Priester, die geheiratet und ihr Amt verlassen haben. Ihnen muß mit besonderer Sorgfalt Gerechtigkeit widerfahren. Das haben gar manche Bischöfe gefordert. Man wird aber der Ansicht sein, das sei schon im Priestertext behandelt – allerdings nur mit einem kleinen Sätzchen, das nicht sehr eindrücklich wirkt.

Doch was stelle ich Vermutungen an! Ich will lieber den Text abwarten. Ich vermute, er wird besser sein als der Priestertext. Der Textanalyse sollte aber eine Analyse der so farbigen und verschiedenen Reden der Aussprache, nach Kontinenten geordnet, beigelegt werden. In den Reden sind nämlich die Flügel zu finden, die uns in die Zukunft führen, auch wenn sie nicht in den Schlußtext eingehen. Aber das würde jetzt zu weit führen. So wollen wir diesmal bei der Reflexion über die menschlichere Kirche, die die Institutionen klein, das Leben für die ändern aber groß schreiben wird, stehen bleiben. Wird dies nämlich nicht getan, ist alles übrige sowieso nur Stroh.

*Mario Galli*

# ALEXANDER SOLSCHENIZYN

Ein christlicher Prophet Sowjetrußlands

Sicherlich gehen diejenigen nicht fehl, welche Solschenizyn einen *christlichen* Schriftsteller nennen. Doch mir scheint, er ist weit mehr als das. Sein Werk ist nicht bloß Beschreibung, Reportage oder Erinnerung. Es beinhaltet eine Botschaft an die Leser, und zwar eine Botschaft prophetischen Charakters. Sobald man einmal die wesentlichen Züge des biblischen Prophetentums analysiert, drängt sich einem diese Parallele unmittelbar auf.

## Gott, groß geschrieben

Der Prophet deutet das Geschehen grundsätzlich von Gott her. Diese Deutung besitzt einen Bezug nach rückwärts und nach vorwärts. Das heißt, das erfahrene und geschautete Unheil erhält in der rückbezogenen Interpretation der Propheten einen zukunftsweisenden Sinn, der letztlich in einen warnenden Aufruf zur Umkehr mündet. Deshalb bleibt der Prophet niemals bei seinem eigenen Erleben stehen. Was ihm widerfährt, versteht er als Machterweis Gottes, als Zeichen, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Mitmenschen. Damit wird er gewissermaßen selber Zeichen für die andern. Die Geißelung des Unrechts, die Anprangerung des Bösen haben nur den einen Zweck, die Wahrheit aufzudecken. Allerdings geschieht dies oft in einem verschlüsselten Reden. Das prophetische Buch ist eigentliche Untergrundliteratur, bestimmt für alle, die Ohren haben, zu hören ... Es warnt und droht, aber wahrnichtsdestoweniger die Entscheidungsfreiheit der so Angesprochenen.

Beim Propheten verdichtet sich das Geschehen, wie wenn Kulissen zusammengeschoben werden. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden eine dialektische Totalität, dialektisch insofern, als die erlebte Wirklichkeit zum Symbol wird und damit über sich hinausweist, was wiederum den Einbruch der Ewigkeit in die Zeit als Gegebenheit voraussetzt.

Noch ein Wort zur Person des Propheten. Niemand kann sich selber zu dieser Aufgabe berufen. Die meisten Propheten waren Kündler der göttlichen Gerechtigkeit wider Willen. Sie litten oft schwer unter der Bürde des ihnen übertragenen Amtes, klagten und wünschten gelegentlich gar, ihm zu entfliehen. Sie suchten nicht etwa das Prophetentum, sondern es wurde ihnen übertragen, ja sogar aufgezwungen.

Ist dies bei Solschenizyn nicht ähnlich? In seinem Zwiegespräch mit dem Baptisten Aljoscha über den Sinn seiner Haft meint Iwan Denissowitsch Schuchow:

«... bei dir geht's auf: Christus hat dir befohlen, im Gefängnis zu sitzen, für Christus bist du jetzt hier. Aber wofür sitz' ich? Dafür, daß sie sich einundvierzig nicht richtig auf den Krieg vorbereitet hatten? Dafür? Was kann ich dafür?»<sup>24</sup>

Nein, Solschenizyn saß nicht wegen seines christlichen Glaubens oder wegen seiner religiösen Überzeugung im Gefängnis. Doch in seinem eigenen, ungerechten Schicksal manifestierte sich ihm die Macht des Bösen. Dabei ergeht es ihm wie Job. Er verzweifelt nicht, weil er an Gott glaubt und selbst in der Unheilssituation noch die führende Hand Gottes spürt. Er ist überzeugt, daß Gott als Gerechter am Ende das Böse besiegt. So kann der Gefangene Iwan Denissowitsch mit wahrhaft prophetischen Worten sprechen:

«Trotzdem gibt es dich noch, Schöpfer im Himmel. Lange hast du Geduld, aber hart schlägst du zu!»<sup>25</sup>

In seinem Roman «August 14» (der den Beginn einer Trilogie bildet) versucht Solschenizyn seine Überzeugung vom steten Walten Gottes anhand jener geschichtlichen Ereignisse nachzuweisen, welche – wie er denkt – in die Katastrophe der Revolution mündeten. Damit führt er, trotz seines Abgehens vom autobiographischen Genre, sein Werk auf einer anderen Ebene zielstrebig weiter. Wie er in seinem Nachwort zum Roman bekanntgibt, konnte «August 14» in der Sowjetunion nicht erscheinen, weil sich der Autor weigerte, der Forderung der Zensurbehörde nachzukommen, den Namen Gottes mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Seine Begründung ist zugleich ein Bekenntnis: «... wenn wir schon den Namen der Bezirksadministration mit großen Anfangsbuchstaben und KGB (Kommunistische Geheimpolizei, Anm. R. H.) oder SAGS (Standesamt, Anm. R. H.) ausschließlich mit Großbuchstaben schreiben, dann sollten wir für den Begriff, der die höchste Schöpferkraft des Universums bezeichnet, wenigstens einen einzigen Großbuchstaben gebrauchen dürfen.»<sup>26</sup>

«Es sah aus, als ob Christus und die Muttergottes sich von Rußland abgewendet hätten», heißt es einmal in «August 14». Doch nicht Gott hat sich abgewendet, sondern die Menschen. Damit aber beginnt der Weg in die Katastrophe. Auf diese Weise betrachtet, wird «August 14» zum warnenden Beispiel, das den prophetischen Ruf zur Umkehr impliziert. Solschenizyn unterstützte diesen Ruf noch mit einer Geste, indem er seine Tantiemen aus der YMCA-Preß-Veröffentlichung für den Bau einer russisch-orthodoxen Kirche im Westen bestimmte.

## Solschenizyn contra Atheismus

Überblickt man Solschenizyns Gesamtwerk, so muß man zur Annahme gelangen, daß er als eigentliche Ursache alles Bösen die Abwendung von Gott ansieht. Aus diesem Grund prangert er auch mit besonderer Schärfe die atheistische Propaganda und die kommunistische Kirchenverfolgung an, die ja die Abwendung des Menschen von Gott zum eigentlichen Ziel erheben. Gerade in diesem Punkt werden Solschenizyns Aussagen wahrhaft beschwörend, erhalten seine Warnungen einen unmißverständlich prophetischen Charakter. Hier packt ihn ein heiliger Zorn, und er scheut auch vor sarkastischen Bemerkungen nicht zurück.

Voll Ingrim beschreibt er die Komsomolzen, welche 1966 die Osterprozession in Peredelkino störten, als «Flegel», die auszogen, «um mitanzusehen, wie ihre Großväter die Bräuche der Ahnen pflügen».<sup>27</sup>

«Was soll denn aus diesen von uns geborenen und aufgezogenen Millionen werden? Wozu die aufklärerischen Bemühungen und die tröstlichen Prophezeiungen grübelnder Geister? Was erwarten wir Gutes von unserer Zukunft?

Wahrlich, eines Tages werden sie sich wenden und uns alle zertreten: und auch jene nicht verschonen, die sie hierhergehetzt.»<sup>28</sup>

Unser Autor glaubt nicht an den materialistisch inspirierten Kult des Verstandes und der Vernunft. Deshalb strebt er nicht danach, die Dinge zu verstehen: «Es gibt viel Vernünftiges auf der Welt, aber – wenig Gutes»,<sup>29</sup> lautet seine Folgerung. «Die Geschichte gleicht einem lebendigen Baum. Der Verstand ist für sie die Axt ...»<sup>30</sup> Mit Hohn zeichnet er das Bild von dreißig Jugendlichen: «Von weitem hätte man meinen können, sie

<sup>26</sup> «Avgust cetyrnadcatogo» (Nachwort), S. 572.

<sup>27</sup> «Die Osterprozession» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 250.

<sup>28</sup> Wie oben, S. 253 f.

<sup>29</sup> «Erster Kreis», S. 32.

<sup>30</sup> «Avgust cetyrnadcatogo», S. 377.

\* Erster Teil siehe Nr. 20, S. 224 ff.

<sup>24</sup> «Iwan Denissowitsch» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 449.

<sup>25</sup> Wie oben, S. 366.

beten.» Doch sie treiben nur Morgengymnastik, dienen bloß dem Körper, nicht aber der Seele.<sup>31</sup> Der Tod und die Toten haben in einer solchen Welt natürlich keinen Platz und werden entsprechend gefürchtet. Denn «was man über den Tod sagen soll – wir wissen es nicht ...».<sup>32</sup> Also, fort damit:

«Verschwindet, ihr Lästigen, unter euren hölzernen, bemalten Grabstücken!  
Hindert uns nicht daran zu leben!  
Denn wir – wir werden nicht sterben!»<sup>33</sup>

Auch die Kirchen haben als Lagerschuppen und Fabriken dem Diesseits zu dienen. Sie sind ihrer Bestimmung entfremdet worden, der Hinweis auf das Jenseits, auf das Ewige wurde vernichtet. Dies veranlaßt Solschenizyn zu folgendem Kommentar:

«Immer waren die Menschen selbstsüchtig und oft wenig gut. Aber das Abendläuten erklang, schwebte über dem Dorf, über den Feldern, über dem Wald. Es mahnte, die unbedeutenden, irdischen Dinge abzulegen. Zeit und Gedanken der Ewigkeit zu widmen. Dieses Läuten, das nur noch in einem alten Lied erhalten ist, bewahrte die Menschen davor, zu vierbeinigen Kreaturen zu werden.»<sup>34</sup>

Deutlicher läßt sich eine Absage an den Atheismus wohl kaum ausdrücken. Doch damit erhebt sich notwendigerweise die Frage nach Solschenizyns Stellung zur Russischen Orthodoxen Kirche.

### Für die verfolgte Kirche

Alexander Solschenizyn zeigt sich in dieser Hinsicht wenig beredt. Und doch existiert ein Kapitel, das seine Einstellung gegenüber der Kirche in eindeutiger Weise umschreibt: das 23. Kapitel im «Ersten Kreis der Hölle». Es ist bestimmt kein Zufall, daß er ausgerechnet eine Frau die Verteidigung der Kirche übernehmen läßt, denn es waren vor allem die Frauen, die dafür sorgten, daß der christliche Glaube auch unter der sowjetischen Herrschaft nicht völlig unterging.

«In der Familie war Agnija nicht zum Glauben an Gott erzogen worden, im Gegenteil: In den Jahren, als es noch Pflicht war, die Kirche zu besuchen, blieben ihre Mutter und Großmutter zu Hause, sie beachtetten die Fastenzeiten nicht, gingen nicht zur Kommunion, lachten laut über die Priester und verhöhnten überall die Religion, die sich so schön an die Sklaverei der Leibeigenschaft gewöhnt hatte. Agnijas Großmutter, Mutter und Tante hatten ihr eigenes festes Bekenntnis: immer auf der Seite derer zu sein, die von der Obrigkeit unterdrückt, verhaftet, gejagt und verfolgt wurden. Es schien, daß die Großmutter allen Anhängern der «Narodnaja Wolja» bekannt war, weil sie ihnen Zuflucht gewährt und überall, wo sie nur konnte, geholfen hatte. Ihre Töchter hatten das von ihr übernommen und beherbergten flüchtige Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten. Und die kleine Agnija wurde immer geschützt gelegt – hinter das Häschen, damit man nicht über sie fiel, hinter das Pferd, daß man sie nicht mit der Peitsche träfe. Aber sie wurde groß – und unerwartet für die Alten kehrte sich all das in ihr um, so daß sie für die Kirche war, weil sie verfolgt werden könnte.

Ob sie von selbst dazu kam, an Gott zu glauben, oder sich zum Glauben gezwungen hatte, auf jeden Fall bestand sie darauf, daß es jetzt niedrig und schlecht wäre, die Kirche allein zu lassen, und zum Entsetzen von Mutter und Großmutter begann sie Gottesdienste zu besuchen und Gefallen an ihnen zu finden.»<sup>35</sup>

In der Gestalt der Agnija hat Solschenizyn den gläubigen russischen Frauen, die die Kirche gerade deshalb nicht im Stich ließen, weil sie verfolgt wird, ein Denkmal gesetzt. Und Solschenizyn teilt diese Denkmalsart. Offen und unmißverständlich

lich klagt er die Kommunisten der Kirchenverfolgung an, so zum Beispiel in den Worten Agnijas:

«Wenn sie über die Kirche sprechen und schreiben, was sie wollen, und ihr nicht erlauben, sich zu verteidigen, wenn sie geheiligte Geräte konfiszieren, Priester verbannen – ist das vielleicht keine Verfolgung?»<sup>36</sup>

Welche Formen die Kirchenverfolgung in der Praxis annehmen kann, beschreibt Solschenizyn in seiner «Reportage» über die Osterprozession von Peredelkino im Jahre 1966. Er demonstriert, wie das von der Verfassung verbriefte «Recht, nicht an Gott zu glauben», sich auswirkt und die Gläubigen zu Freiwillig macht.<sup>37</sup> Auch erwähnt er zu wiederholten Malen Kirchen, die von den Kommunisten entweiht oder gar sinnlos zerstört wurden, und verweist darauf, daß die Russische Orthodoxe Kirche von den fremdstämmigen Tataren niemals so barbarisch behandelt wurde, wie unter den Kommunisten.

Der kommunistische Ingenieur-Oberst Jakonow entschuldigt die Kommunisten damit, die Kirche selbst habe während Jahrhunderten andere verfolgt. Agnija entgegnet darauf nur:

«Ich lebe heute ... Ich sehe, was während meines Lebens geschieht.»<sup>38</sup>

«Du fühlst dich zur Kirche hingezogen, weil man hier deinem Wunsch, vor dem Leben zu fliehen, entgegenkommt», wirft Jakonow Agnija vor, und diese bestätigt:

«Manchmal bin ich mir darüber vollkommen im klaren, daß es für mich sehr schwer ist zu leben, daß ich überhaupt nicht leben will. Solche wie ich – sind auf der Welt überflüssig ...»<sup>39</sup>

Jakonow ist der Welt zugewandt. Auf ihn warten Ruhm, Erfolg und dauerhafter Reichtum, und er ist entschlossen, diesen Weg zu gehen, auch wenn er sich hierbei einer opportunistischen Anpassung mit Halbwahrheiten bedienen muß. Agnija warnt ihn: «Aber ob du glücklich sein wirst, Anton? Nimm auch du dich in acht. Wenn wir uns für den Ablauf des Lebens interessiert haben, verlieren wir ... wir verlieren ...»,<sup>40</sup> und sie schickt ihm den Verlobungsring zurück.

Erst auf dem Gipfel seiner Macht, wie sich vor seinen Füßen ein Abgrund auftut, erinnert sich Jakonow Agnijas und ihrer Warnung. Er findet zur kleinen Kirche Johannes des Täufers zurück, wo ihre Unterredung stattfand, zu spät, denn auch diese Kirche wurde in der Zwischenzeit zerstört. Agnija hatte recht behalten:

«Hier, die Glocke hat geläutet, die Klänge des Gesangs sind davongeflogen – und sie werden nicht zurückkehren, aber in ihnen ist die ganze Musik. Verstehst du?»<sup>41</sup>

Indem das Böse das Gute zu vernichten sucht, schlägt es sich selbst!

### Der Triumph göttlicher Gerechtigkeit

Alexander Solschenizyn hält seiner Kirche die Treue, selbst wenn er um ihre Schwächen weiß und diese anklagt. Auch darin bleibt er seiner prophetischen Sendung treu. So ist ihm zum Beispiel der Reichtum gewisser Popen ein Dorn im Auge.<sup>42</sup> Die Anlehnung der orthodoxen Kirchenführer ans Regime und die daraus resultierende Abhängigkeit sind ihm ebenso wenig gefallen.

Im «Ersten Kreis der Hölle» behauptet Jakonow, daß die russische Kirche das zweihundertfünfzigjährige Tatarenjoch

<sup>36</sup> «Erster Kreis», S. 152.

<sup>37</sup> «Die Osterprozession» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 249.

<sup>38</sup> «Erster Kreis», S. 152.

<sup>39</sup> «Erster Kreis», S. 154.

<sup>40</sup> Wie oben, S. 154.

<sup>41</sup> «Erster Kreis», S. 154.

<sup>42</sup> Vgl. «Iwan Dennissowitsch» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 447.

<sup>31</sup> «Tagesbeginn» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 279.

<sup>32</sup> «Wir werden nicht sterben» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 280.

<sup>33</sup> Wie oben, S. 281.

<sup>34</sup> «Am Oka-Fluß entlang» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 278.

<sup>35</sup> «Erster Kreis», S. 151 f.

nicht überstanden hätte, wäre der Metropolit Kyrill nicht als erster Russe sogleich zum Tataren-Khan geeilt, um sich zu unterwerfen und eine Schutzurkunde für die Kirche zu erwirken. Der Kommunist Jakonow gesteht dem Metropoliten sogar zu, er sei ein «Realpolitiker» gewesen und meint: «So muß man es machen. Nur so kann man einen Sieg davontragen.»<sup>43</sup> – Agnija schweigt. Eine verschlüsselte Rede, denn es geht hier Solschenizyn bestimmt nicht um den Metropoliten Kyrill. Er visiert vielmehr die gegenwärtigen kirchlichen Würdenträger an, die sich dem Sowjetregime unterwerfen, um die Kirche zu retten. Agnija schweigt. Bedeutet das, daß sich auch Solschenizyn eines Urteils enthält?

Die Frage bleibt offen. Wahrscheinlich ist sie für Solschenizyn sogar von zweitrangiger Bedeutung. Viel wichtiger ist für ihn, daß sich das *Religiöse* im Menschen, unabhängig von aller Verfolgung und Vergewaltigung der Kirche, auf die Dauer nicht unterdrücken läßt. Spätestens im Alter, im Angesicht des herannahenden Todes wird der Mensch mit dieser Tatsache konfrontiert. Der Blick erhebt sich über die Wolken, und dann erstet die unklare Frage: «– und dort ...?» Nach Solschenizyn entging selbst Stalin dieser Frage nicht, obwohl ihm schon längst bewiesen worden war, daß das Religiöse nicht existiert.

«Aber das Gewebe unserer Seele, das, was wir lieben und woran wir gewöhnt sind, entsteht in unserer Jugend – und nicht später. Die Erinnerungen an die Kindheit, die uns niemals verlassen, waren in Jossif während der letzten Zeit wieder stark aufgelebt.»<sup>44</sup>

Bekanntlich hatte Jossif Dschugaschwili, der sich später Stalin nannte, eine geistliche Erziehung genossen und sogar eine gewisse Zeit das Priesterseminar besucht. Im Augenblick der eigenen Bedrohung begann sich das unterdrückte Religiöse in seiner Seele wieder zu regen.

«Es war sehr gut, daß die Kirche in den letzten Jahren ihn in ihren Gebeten zum von Gott auserwählten Führer ausrief. Dafür unterhielt er auch auf Staatskosten das Kloster in Sagorsk. Keinen Premierminister einer Großmacht begrüßte Stalin so, wie seinen fügsamen, gebrechlichen Patriarchen: er ging ihm bis zur äußeren Tür entgegen und geleitete ihn an seinem Arm zum Tisch. Und er hatte schon darüber nachgedacht, ob nicht irgendwo vor den Toren der Stadt ein kleines Landgut zu finden sei, das er dem Patriarchen zum Geschenk machen könnte. So wie man früher zum Heil der Seele Geschenke gemacht hatte.»<sup>45</sup>

Se non è vero, è ben trovato! Wahrscheinlich ist Solschenizyn in seiner Glossierung von Stalins Verhältnis zur Russisch-orthodoxen Kirche sehr nahe am Kern der Wahrheit. Doch Solschenizyns Schlußfolgerung aus dieser Episode besteht

<sup>43</sup> «Erster Kreis», S. 152.

<sup>44</sup> «Erster Kreis», S. 138.

<sup>45</sup> «Erster Kreis», S. 139.

<sup>46</sup> «Erster Kreis», S. 141.

<sup>47</sup> Russischer Text in «Vestnik», Nr. 81/1966, S. 22 (deutsche Übersetzung von Robert Hotz).

nicht in einer Verdammung der Kirche. Seine Moral aus der Geschichte lautet anders: Man kann sich wohl die Kirche gefügig machen, nicht aber Gott. Die göttliche Gerechtigkeit triumphiert immer. Auch Stalin vermochte seinem Schicksal nicht zu entfliehen:

«Das war ein verfluchtes Alter. Ein Alter ohne Freunde. Ein Alter ohne Liebe. Ein Alter ohne Glauben. Ein Alter ohne Bedürfnisse.»<sup>46</sup>

### Das Gebet

Wir haben eingangs bemerkt, daß in Solschenizyns gesamtem Werk die religiösen Bezüge nur wie Streiflichter oder Episoden am Rande wirken. Es galt daher aufzuzeigen, wie sehr eine solche Deutung an der Wirklichkeit vorbeigeht. Nein, es sind nicht Streiflichter oder Episoden am Rande, sondern Durchblicke auf Solschenizyns ureigentlichstes Anliegen, das er selbst in einem gewissen Sinne als prophetische Sendung versteht. Der Zweck seines Schaffens liegt in der Vermittlung einer religiösen Botschaft, einer Warnung, einem Ruf zur Umkehr. Das Geschehen, das er beschreibt, dient nur als Illustration. Es soll zeigen, wie das Böse ist, wohin es führt – zur Entmenschlichung nämlich. Das wahrhaft Menschliche aber läßt sich nur in der Hingabe an das Gute und in dessen Bewahrung finden. Und Solschenizyn verbirgt seine Überzeugung nicht, daß Gott letztlich immer dem Guten zum Durchbruch durch alles Böse verhilft. Dies hat Alexander Solschenizyn in seinem «Gebet» wohl selber am besten ausgedrückt:

*«Wie leicht ist es für mich,  
mit Dir zu leben, Herr!  
Wie leicht ist es für mich,  
an Dich zu glauben!  
Wenn ich Zweifeln Raum gebe,  
oder mein Verstand aufgibt,  
wenn die klügsten Leute nicht weitersehen  
als bis zum heutigen Abend und nicht wissen,  
was man morgen tun muß –  
dann sendest Du mir eine unumstößliche Gewißheit,  
daß Du existierst und daß Du dafür sorgen wirst,  
daß nicht alle Wege zum Guten gesperrt werden.  
Auf dem Grat irdischen Ruhmes  
blicke ich mit Erstaunen auf jenen Weg  
durch die Hoffnungslosigkeit –  
hierher, von wo aus ich der Menschheit  
einen Abglanz Deiner Strahlen senden konnte.  
Und soviel nötig sein wird,  
daß ich sie wiedergebe – Du wirst es mir geben.  
Aber was mir nicht mehr gelingt –  
das bedeutet, Du hast es anderen vorbehalten.»<sup>47</sup>*

Robert Hotz

## IST DIE ERNÄHRUNGSLAGE IN DER WELT ZU VERBESSERN?

Verantwortungsbewußte Menschen in den entwickelten wie in den sogenannten unterentwickelten Ländern müssen aus mehreren Gründen danach trachten, ihr persönliches Urteilsvermögen über das Problem Hunger in der Welt zu schärfen: Der Fragenkreis wird je nach momentaner Situation von hüben und drüben etwa politisch, wirtschaftlich oder gefühlsmäßig heruntergespielt oder übertrieben, um teilweise sonderbar gesetzte Ziele zu erreichen. Vor allem ist zu sagen: Möglicherweise leiden Mitmenschen Not. Nicht unvorstellbare Millionen und Milliarden haben allenfalls Hunger oder sind schlecht ernährt, sondern einzelne Menschen. Ein weiterer Grund läßt sich anführen: Hunger oder Unterernährung rufen anderen Schwierigkeiten oder sie sind wenigstens damit verbunden.

So können negative Rückwirkungen auf die Wohlhabenden, Wohlernährten erwachsen. Diese Feststellung ist nicht als Drohung an die Adresse der Besitzenden zu betrachten, sondern soll auf Zusammenhänge hinweisen.

In der Folge sei nicht versucht, die Not von Mitmenschen während eines möglichst edlen Gedanken- und Gefühlsfluges in strahlendes Glück zu verwandeln. Auf diese Art ist die Aufgabe nicht lösbar. Es bestehen vor allem zwei Fragen:

▷ *Ist die Ernährungslage der Weltbevölkerung als gut, genügend oder ungenügend zu beurteilen?*

▷ *Wo sind allenfalls Versorgungsschwierigkeiten zu erwarten und wie lassen sie sich beheben?*

Beim Angehen der Aufgabe ist von vorneherein die Vielfalt ihrer Aspekte zu berücksichtigen, denn mit den Worten von alt-Bundesrat F. T. Wahlen «scheint es der Menschheit leichter zu fallen, dem Mond einen Besuch abzustatten und Atomgeschosse in einer Zahl auf Lager zu legen, die genügen würde, um unseren schönen Planeten in eine lebensleere Wüste zu verwandeln, als Voraussetzungen für eine menschenwürdige Existenz aller Bewohner der Erde zu schaffen».<sup>1</sup>

Ein letzter Gedanke sei in dieser Einleitung erwähnt. Er ist unmodern und seine Begründung wird erst in der Folge deutlicher erkennbar: Wir danken jenen Menschen, welche vor uns in unseren Ländern ihre Willenskraft, Voraussicht und harte Arbeit einsetzten. Sie erlebten viele Auswirkungen ihrer Anstrengungen nicht mehr. Wir können Früchte ihres Tuns wortlos und selbstverständlich ernten und beklagen uns höchstens, wenn in den vielfältigen Ergebnissen naturgemäß auch weniger wertvolle enthalten sind.

### Einige Grundlagen

Die Erdbevölkerung der sechziger Jahre wird mit 3,3 bis 3,4 Milliarden angegeben. Mitte 1970 betrug sie 3,632 Milliarden. Sie nahm in den sechziger Jahren täglich um 180 000, jährlich um 70 Millionen Menschen zu. Für 1970 beträgt der tägliche Zuwachs 199 000, im Jahr 72,6 Millionen Menschen. Hält die Vermehrungsgeschwindigkeit bis in das Jahr 2000 in gleicher Art an, leben zu jenem Zeitpunkt 6,2 bis 6,8 bis 7 Milliarden Menschen. Davon werden die Asiaten rund 4 Milliarden ausmachen. In Lateinamerika ist der Zuwachs noch stärker als in Asien; im Jahre 2000 werden dort rund 650 Millionen Menschen leben.

Die weltweite Bevölkerungszunahme ist die Folge eines Einflusses aus den entwickelten Ländern: In den letzten zwanzig Jahren wurde auf der ganzen Erde die Bekämpfung von Krankheiten und Seuchen verbessert. An sich ist es gut zu versuchen, diese Plagen der Menschheit zurückzudämmen. Wenn sich aber örtlich die Nahrungsmittelproduktion oder die Nahrungsmittelversorgung nicht ebenso steigern lassen wie die Bevölkerung durch verringerte Todes- und gleichbleibende Geburtenraten wächst, treten schließlich Hunger und Unterernährung auf oder sie nehmen zu. Damit ist eine zweite Feststellung möglich: Problemkreise der vorliegenden Tragweite lassen sich auf die Dauer nicht mit nur einseitigen Maßnahmen lösen, und seien diese an sich noch so vernünftig.

20 bis 90 % der Erwachsenen in den Entwicklungsländern können weder lesen noch schreiben. An sich sind Lesen und Schreiben für den hungernden, unterernährten Menschen im Moment vollkommen nutzlos, denn in diesem Zustand ist er apathisch. Sein Denkvermögen und sein Wille sind gelähmt. Sein fast einziges Ziel ist die Beschaffung von etwas Nahrung. Die Sprache und das Denkvermögen des Menschen lassen sich aber zusammen mit den Fähigkeiten des Lesens und Schreibens nicht nur für Mitteilungen verwenden. Durch diese Mittel sind Wissen und Bewußtwerden weiten Kreisen von Menschen erschließbar und zugänglich. Gewiß, die Kulturgüter Lesen und Schreiben bringen an sich keine Kultur, wie wir uns täglich leicht selber überzeugen. Sie bilden jedoch eine wichtige Voraussetzung allein schon zur Entwicklung einer Zivilisation und einer Volkswirtschaft. Wie wir noch sehen werden, ist deren Aufbau mit der erfolgreichen Hungerbekämpfung verbunden.

### Besteht unter der Weltbevölkerung Hunger oder Unterernährung?

Die uns täglich zugänglichen Antworten sind mindestens mehrdeutig. So hören wir, neben jedem gut ernährten Men-

schen der Welt stünden zwei Menschen, welche unterernährt seien oder oft Hunger leiden müßten, eine unheimlich anmutende, aufwühlende und beängstigende Feststellung. Bald melden die Massenmedien während bestimmter Zeiten von Hungerkatastrophen in kleineren oder größeren Teilen der Welt. Wieviele von diesen gemeldeten Notsituationen der Wirklichkeit entsprechen, ist nur nach längerem Bemühen durchschaubar. Nur wenig später ist allerdings diese Aktualität beim Leser, Hörer oder Fernseher wieder vergessen, weil inzwischen andere Neuigkeiten auftauchen. Neben dringenden Appellen von Hilfsorganisationen um Beiträge zur Bekämpfung des Hungers in der Welt finden wir Publikationen, welche vom Welthunger sprechen, der nicht stattfand. Dies ruft geharnischten Entgegnungen. Den betreffenden Autoren werden Zynismus, Unwissenheit und Überheblichkeit attestiert bei gleichzeitigem Verweis auf Bücher und Aufsätze, die Hungerkatastrophen für 1975 oder 1980 voraussagen. Zweifel an Meldungen über Welthunger befallen uns, wenn wir hören, in den USA und Kanada bezahle man dem Landwirt eine Prämie, wenn er kultivierbaren Boden *nicht* bebaue. Derartige Maßnahmen prüft auch Holland. Unsere Zweifel werden nicht kleiner, wenn Diskussionen über schweizerische und europäische Milchschwemmen und Butterberge oder über die Weltzuckersituation mit ihren Überschüssen laufen. Hier verschaffen Überschüsse im Gegensatz zu jenen in der Finanzbuchhaltung nicht Genuß, sondern scheinbar Ärger.

Wir sehen in der Folge, daß die Aussagen *auch der Fachleute* zum Welthungerproblem nicht immer gleich lauten. Dabei müssen wir uns bewußt sein, daß die von den Autoren benutzten Zahlenunterlagen über Bevölkerung, Anbaufläche, Ertrag der Kulturlfläche, Einkommen u. a. stets einen mehr oder weniger großen Unsicherheitsgrad enthalten. Wer sich in weniger entwickelten Ländern umhauert oder dort arbeitete, kann ungefähr ermessen, welche Zuverlässigkeit selbst bei wichtigem Zahlenmaterial zu erwarten ist. Zudem lassen sich Erhebungsergebnisse je nach Land nötigenfalls frisieren!

Woran sollen wir uns nun halten? Für Erwachsene ist ein Energiebedarf von 2000 bis 3000 kcal/Kopf und Tag als allgemeiner Richtwert festzuhalten. Beim Eiweiß wird für einen erwachsenen Menschen des Normgewichtes 70 kg ein Bedarf von 70 Gramm pro Tag genannt. Nach den Empfehlungen der deutschen Gesellschaft für Ernährung sollten mindestens 30 Gramm dieses Eiweißes tierischen Ursprungs sein.

Wie ist die effektive Versorgungslage zu beurteilen? G. Borgström<sup>2</sup> gibt für die sechziger Jahre an, daß 1,1 Milliarden normal ernährten Menschen im Mittel pro Kopf und Tag 3060 kcal Energie und 90 Gramm Eiweiß zur Verfügung standen. Von den 90 Gramm Eiweiß waren 44 Gramm tierischen Ursprungs. Im Gegensatz dazu waren für 2,3 Milliarden Menschen täglich je 2150 kcal vorhanden. Eiweiß nahmen sie täglich insgesamt 58 Gramm zu sich, wovon 9 Gramm tierischen Ursprungs waren.

Unterteilen wir diese Weltmittelzahlen etwas weiter, stehen nach demselben Autor in Kanada, USA, Europa, Australien, Neuseeland und einigen weiteren Gebieten 2800 bis 3200 kcal/Kopf und Tag zur Verfügung, währenddem in großen Regionen von Asien, Afrika und Lateinamerika die tägliche Energiezufuhr zwischen 1875 und 2500 kcal schwankt. Für das Eiweiß ist der Unterschied noch augenfälliger. Davon verzehrt ein Mensch pro Kopf und Tag in Neuseeland 103 Gramm, in den USA 97 Gramm, in Westafrika 59 Gramm und in den Gebieten Ferner Osten, Naher Osten und Lateinamerika weniger als 50 Gramm. Die Menschen in den USA und Kanada konsumierten zudem neunmal soviel tierisches Eiweiß als jene des Fernen Ostens.

<sup>2</sup> Borgström, G.: Principles of Food Science, Band 2. Macmillan Co., New York 1968.

<sup>1</sup> Wahlen F. T.: Pro, Nr. 10, 1970.

Somit zeigen die Zahlen von G. Borgström im Weltmittel für 2,3 Milliarden Menschen *energiemäßig eine zu geringe bis knapp ausreichende Versorgung und eine zu geringe Proteinversorgung*. Bei dieser Aussage ist zu berücksichtigen, daß Fehlentwicklungen und Unterernährung auch bei mengenmäßig genügender Energieversorgung auftreten. So reichen oft Getreide und Stärke gewichtsmäßig aus, währenddem besonders Milch, Fisch, Fleisch und Eier fehlen. Einseitigkeit der Ernährung ist vielfach mit einem Vitamin- und Mineralienmangel verbunden.

Für das Jahr 1965 zitiert V. M. Dandekar<sup>3</sup> Ergebnisse von P. V. Sukhatme, der zum Schluß kam, daß sich in den meisten Entwicklungsländern die mittlere energiemäßige Versorgung zu jenem Zeitpunkt nicht wesentlich unter den erforderlichen Mittelwerten bewegte. Die Eiweißversorgung, vor allem jene mit tierischem Eiweiß, verursachte dagegen mehr Schwierigkeiten, besonders wenn nicht wie durch den letztgenannten Autor 60, sondern 70 Gramm Eiweiß pro Kopf und Tag gefordert werden. Zudem ist gegen diese Mittelzahlen einzuwenden, daß sie die Bedürfnisse der Mütter und der heranwachsenden Kinder, also des die Weiterentwicklung eines Volkes garantierenden Bevölkerungsteiles, zu wenig berücksichtigen.

Anhand einer Erhebung des indischen Institutes für Enqueten (vgl. Tabelle) sei aufgezeigt, wie gefährlich Schlüsse aus Mittelzahlen sein können, denn Werte zum Beispiel über eine hinreichende Nahrungsmittelversorgung müssen von jedem Individuum erreicht werden, damit die Versorgung durchwegs genügt. Auch müssen für eine ausgeglichene Ernährung der Bevölkerung eines größeren Landes die Nahrungsmittel im ganzen Land gleichmäßig verteilt und zu ähnlichen Preisen zugänglich sein. Innerhalb der genannten indischen Erhebung dient Getreide als repräsentatives Produkt. Gab der einzelne dafür pro Monat 7,38 Rupien aus, war seine Versorgung mit Getreide knapp sichergestellt. Im Landesmittel wurde diese Zahl erreicht. Trotzdem waren die Angehörigen der in der Tabelle ausgeschiedenen Klassen mit bis 15 und ein Teil der Klasse mit 15 bis 18 Rupien Totalausgaben für Nahrungsmittel mit Getreide ungenügend versorgt, das heißt zu jenem Zeitpunkt war es fast der Hälfte der gesamten indischen Bevölkerung nicht möglich, die für ihre Versorgung unerlässlich notwendige Menge an Getreide zu kaufen, jenes Nahrungsmittels, das energetisch rund 80 % der Versorgung der indischen Bevölkerung ausmachte.

Nebenrechnung: Zur damaligen Sicherstellung der Getreideversorgung der gesamten indischen Bevölkerung wären 11 % mehr Getreide, das sind 10 Millionen Tonnen, notwendig gewesen!

Wir könnten in der Folge nicht nur die Angaben der zwei genannten Autoren, sondern vielfältige weitere Zahlen über den Anteil der hungernden Bevölkerung durchgehen, um herauszufinden, ob die Not um einige Prozente weniger verbreitet oder größer sei. Dies kann nicht unsere momentane Aufgabe sein. Schon die bisherigen Zahlen zeigen uns, daß selbst bei im Mittel sogenannt genügender Ernährungslage in den unterentwickelten Ländern viele einzelne Menschen mindestens unterernährt sind, wobei der Proteinmangel im Vordergrund steht. Dieser wirkt sich bei den Kindern zwischen dem Entwicklungs- und Schulalter besonders nachteilig aus, denn in dieser Zeit ist der Proteinbedarf im Vergleich zu den Erwachsenen pro Kopf größer. In extremen Fällen können nach R. Bressani<sup>4</sup> bis 40 % der Kinder vor Erreichen des Schulalters wegen ausgeprägten Eiweißmangels sterben. Eiweißmangel

<sup>3</sup> Dandekar V. M.: La demande de denrées alimentaires et les conditions régissant l'aide alimentaire pendant la période de développement. FAO, Rome 1965, Programme alimentaire mondial, Etude 1.

<sup>4</sup> Bressani R., Elias L. G.: Processed vegetable protein mixtures for human consumption in developing countries. Advances in Food Research, Bd. 16. Academic Press, London 1968.

wirkt sich auch auf die werdenden und stillenden Mütter aus. Ganz allgemein ist die selbstverständliche Tatsache wieder einmal zu formulieren, daß jeder Nahrungsmittelmangel vor allem Schwache, Kranke, Kinder und Mütter am empfindlichsten trifft.

Damit sollte die allgemeine Ausgangslage charakterisiert sein. Die zwingenden Schlüsse liegen scheinbar nahe: *Neben der Behebung der jetzigen Mangelsituation, deren Ausmaß unterschiedlich bewertet wird, stellt die eigentliche Bevölkerungsexplosion große Forderungen an die Nahrungsmittelproduktion der Welt*. Es sind Mittel und Wege aufzuzeigen, wie diese Produktion entsprechend den Bedürfnissen gesteigert werden kann.

Verteilung der Ausgaben für Ernährung in Indien, 1957/58, aus: The national Sample Survey, Thirteenth Round, September 1957 – May 1958, Number 80, New Delhi, zitiert von V. M. Dandekar.

Rupien pro Kopf und Monat für Ernährung	%-Anteil dieser Klasse an Gesamtbevölkerung	Mittl. Ausgabe in Rupien pro Kopf für Getreide zur Ernährung
0-8	11,35	3,72
8-11	15,40	5,47
11-13	9,77	6,26
13-15	9,74	6,83
15-18	13,11	7,54
18-21	9,30	8,26
21-24	7,60	8,70
24-28	7,01	9,01
28-34	6,13	9,97
34-43	5,06	10,63
43-55	2,36	10,77
über 55	3,17	12,38
im Mittel 7,38 Rupien		

### Komplexe Situation

Die bisher geschilderten Voraussetzungen vermitteln ein vereinfachtes und damit trügerisches Bild. Die soeben gezogenen Schlüsse sind unvollständig. Der Generaldirektor der FAO (Food and Agriculture Organisation) faßte am zweiten Ernährungskongreß der FAO im Frühsommer 1970 zusammen, daß im vergangenen Jahrzehnt auf dem Ernährungssektor besonders durch sehr ertragreiche Getreidesorten entscheidende Fortschritte gelangen – man spricht von einer grünen Revolution –, daß aber die Fragen um Hunger und Unterernährung in den Rahmen einer allgemeinen Entwicklungsstrategie zu stellen seien. Was bedeutet diese Aussage?

In der Ernährung ist die allergrößte Not wohl behoben. Ein Beispiel möge aber die weiterbestehenden Probleme etwas erhellen: Eine kleinere Gruppe von Menschen beschließt, in einer Weizen- und Maiszuchtungsanstalt in Mexiko oder in einer ähnlich gearteten Reiszuchtungsanstalt der Philippinen für 10 000 Franken Saatgut einer noch zu bestimmenden Hochleistungssorte zu bestellen und läßt dieses Saatgut zusammen mit Dünger und Schädlingsbekämpfungsmitteln für weitere 4000 Franken als Geschenk einer Gemeinschaft X der Ortschaft Y eines unterentwickelten Landes Z übergeben. An sich ist der schenkenden Gruppe bekannt, daß ein zwei- bis vierfacher Ertrag gegenüber den bestehenden Landsorten anfallen sollte. *Ihr durchaus achtenswertes Handeln kann jedoch vollkommen nutzlos verpuffen oder gar zusätzliche Schwierigkeiten schaffen*. Warum? Ein hoher Ertrag fällt bei Zuchtsorten nur an, wenn auch Bodenbearbeitung, Wasserversorgung, Düngung, Unkraut- und Schädlingsbekämpfung nicht mehr wie bei alten Landsorten nach jahrhundertalter Tradition eher nicht ausgeführt

werden, sondern den bedeutend höheren Anforderungen der neuen Sorte entsprechen. Ohne derartige Maßnahmen ergibt eine für das betreffende Klima, ja für das betreffende Land gezüchtete Sorte keinen hohen Ertrag. Zudem gelingt es in der Züchtung meist nicht, hohen Ertrag mit Resistenz gegen Krankheit, Schädlinge und Wassermangel zu kombinieren.

Nehmen wir an, das oben genannte Geschenk hätte zu einer großen Ernte geführt. Besteht bei den örtlichen Verbrauchern momentan keine Kaufkraft für das Produkt, kann der Landwirt versuchen, seine Ware weiterzutransportieren oder zu lagern. Sind auch diese beiden Möglichkeiten nicht gegeben, sinken lokal durch den momentan herrschenden Überschuß die Preise stark ab. Auf längere Sicht betrachtet wurden der Landwirtschaft und dem lokalen Verbraucher Bärendienste geleistet, indem, gestützt auf diese Erfahrung, im folgenden Jahr des fehlenden Anreizes wegen die Produktion unterbleibt oder höchstens in stark reduziertem Maße weitergeführt wird.

An sich können lokale Überschüsse zum Wohle des Volkganzen wie auch der örtlichen Produzenten aufgefangen werden, wenn im Land Transport-, Lager- und Verarbeitungsmöglichkeiten bestehen. Zudem müssen ganz allgemein folgende Voraussetzungen erfüllt sein:

▷ Ausbildung der betreffenden Landwirte mindestens in den Belangen des neuen Getreidebaues.

▷ Kaufkraft des betreffenden Landwirtes für die künftige Beschaffung von Saatgut, Dünger, Schädlingsbekämpfungsmitteln und einfachen Geräten muß vorhanden sein.

▷ Kaufkraft bei der übrigen Bevölkerung wird benötigt, damit sie die Frucht der Arbeit des Landwirtes bezahlen kann, denn sonst wären seine Kosten und Anstrengungen ungedeckt. Ähnlich gelagerte Beispiele ergeben sich, wenn aus an sich achtenswerten Gründen in irgendeiner Gegend praktisch isoliert von weiteren Zusammenhängen ein Bewässerungsprojekt verwirklicht wird. Nach *B. J. Knapp*<sup>5</sup> finden sich in Entwicklungsländern mehrere Bewässerungsprojekte, welche keine vernünftigen Erträge zur Folge hatten oder keine entscheidende Intensivierung der Produktion ergaben. Durchbrüche sind nur bei gleichzeitiger Erfüllung mehrerer Voraussetzungen möglich.

Nach der Schilderung derartiger Zusammenhänge beginnen wir zu verstehen, daß in den Entwicklungsländern wohl 40 bis 95 % der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft arbeiten (oder, von uns aus betrachtet, darin teilweise arbeitslos sind), und warum es dieser großen Zahl von Landwirten nicht gelingt, für sich selber und für den übrigen Bevölkerungsteil genügend Nahrungsmittel zu produzieren. Im Gegensatz dazu beschäftigt die Landwirtschaft in den entwickelten Ländern meist 5 bis 41 % der Arbeitskräfte.

(Schluß folgt) Prof. F. Emch, ETH, Zürich

Vortrag gehalten an der Personalkonferenz des Schweizer Verbandes Volksdienst (leicht gekürzte Fassung).

<sup>5</sup> Knapp B. J.: The role of international agencies in aiding in world food production. National Academy of Science: Prospects of the world food supply, a symposium; Washington D. C. 1966.

## AFRIKANISCHER BEITRAG ZUR WELTKIRCHE

Die afrikanische Theologie hat sich bis jetzt noch keine Existenzberechtigung erworben. Es fehlte eine afrikanische Philosophie, die zur Grundlage einer afrikanischen Theologie hätte werden können. In neuester Zeit haben aber die afrikanischen Theologen die Bedeutung der Anthropologie und der Ethnologie für ihre Disziplin entdeckt. Was sich daraus ergeben wird, ist im einzelnen noch nicht vorauszusehen, zumal heute die Arbeiten afrikanischer Theologen in den Universitätsbibliotheken Europas und Amerikas verstreut liegen. Trotzdem lassen sich einige Punkte umreißen, die einen künftigen Beitrag Afrikas zur Weltkirche andeuten können.

Die folgenden Bemerkungen müssen zwar mit Vorsicht aufgenommen werden, da es für einen Nicht-Afrikaner gewagt ist, etwas über die Afrikaner auszusagen. Durch vieljährige Erfahrungen und Studien kann man aber zu einem «Marginal-Afrikaner» werden und auf Grund dieser Eigenschaft Hinweise formulieren, die auch von Afrikanern angenommen werden.

### Säkulartheologie

Das erste Gebiet, auf dem Afrika wahrscheinlich einen Beitrag leisten kann, ist das Reich der sogenannten «Säkulartheologie». Der Säkularismus wird oft fälschlicherweise als die Endphase einer Entwicklung zu einer hochspezialisierten Technologie angesehen, aber er hat eigentlich nichts mit dem modernen Leben oder den wissenschaftlichen Entdeckungen unseres Zeitalters zu tun. Er ist, wie Mary Douglas sagt, «das Ergebnis einer bestimmten Sozialerfahrung».<sup>1</sup> So gibt es in Afrika traditionelle Gesellschaften, die in ihrer Zielsetzung vollkommen weltlich waren und es auch noch sind. Das allgemeinere Phänomen Afrikas ist jedoch eine religiöse Zielsetzung, die vollkommen in das Leben des einzelnen und der Gesellschaft einbezogen ist. Diese Integration ist so weitreichend, daß einige Autoren zu der Schlußfolgerung gelangten, die tradi-

tionelle afrikanische Religion sei mit dem gesellschaftlichen und politischen System identisch, das heißt sie sei völlig auf das Weltliche bezogen und anthropozentrisch. Diese Auffassung spiegelt den traditionellen Zwiespalt zwischen Sakralem und Profanem, Geist und Materie, Übernatürlichem und Natürlichem wider. Da wir heute diesen übertriebenen Dualismus aufgegeben haben, ist es für uns einfacher zu verstehen, daß die Afrikaner ein Weltbild besitzen, das gleichwohl geistig und materiell ist. Die afrikanischen Theologen könnten uns helfen, die Relativität von Ausdrücken wie «sakral» und «profan» wiederzuentdecken und einzusehen, daß sie lediglich für zwei verschiedene Betrachtungsweisen ein und derselben Realität stehen. In dem Maße, in dem es ihnen gelingt, die Welttechnologie zum Diener ihrer eigenen traditionellen Werte zu machen, werden sie der säkularen westlichen Welt helfen, den Wahnsinn einer Technologie ohne religiöses Fundament einzusehen.

### Symbolik

Verschiedene andere Themen sind lediglich Teilaspekte dieser Integration. Ein sehr bedeutendes Thema, das wir bereits schon vorher kurz erwähnten, ist die Bedeutung einer bewußten Symbolik als Mittel der Kommunikation. Die Symbolik ist für eine einheitliche und ausgeglichene Einschätzung der Realität ausschlaggebend. Sie nimmt sowohl auf die Erfahrung Bezug als auch auf die Bedeutung, die hinter der Erfahrung steht. Die Symbolik ist ein Mittel, um die Bereiche des Sakralen und des Säkularen zu verbinden, um mit säkularen Begriffen vom Sakralen zu sprechen. Der Westen erlebt gegenwärtig eine Mißachtung der Symbolik, denn er übernahm eine Unzahl von Symbolen, denen es an Bezug auf das moderne Leben von heute oder auf irgendein grundlegendes Erlebnis des Menschen mangelt. Da die Unterwerfung unter die wissenschaftliche Vernunft ein so hohes Ansehen genießt, besteht nun die Gefahr, sämtliche Symbole in Begriffe zu verwandeln.

<sup>1</sup> Mary Douglas, *Natural Symbols*, London 1970, S. 9.

Dies ist eines der Symptome des westlichen Säkularismus. Wenn es keine Symbole mehr gibt, fehlt dem Menschen die Vorstellung des Sakralen. Der Mensch des Westens und die Menschheit im allgemeinen müssen die Achtung vor der Symbolik wiedergewinnen.

### Fruchtbarkeit und Gemeinschaft

Ein weiteres Thema des afrikanischen Beitrags zur Weltkirche ist das der Fruchtbarkeit. Für den Afrikaner ist die physische Fortpflanzung, das Leben und die Teilnahme am Leben der anderen von großer Bedeutung. Dies läßt sich hauptsächlich auf seine allgemein menschliche Haltung und seine Achtung vor den intersubjektiven Beziehungen zurückführen. In der westlichen Welt ist «das gute Leben» zu einem Synonym für mechanische Raffinessen, arbeitssparende Apparate, leichtere und billigere Herstellung von Haushaltswaren und Luxusgütern geworden. Eine solche Gleichsetzung aber ist letzten Endes entmenschlichend. Ist das der Preis, den der Mensch für einen beschleunigten technologischen Fortschritt zahlen muß? Hängt der technologische Fortschritt von einer Überbewertung der mechanischen Erfindungskraft gegenüber den persönlichen Werten ab? Wenn die Technologie an sich etwas Gutes und Mittel sein soll, an der Schöpferkraft Gottes teilzuhaben, dann ist die Antwort sicherlich «Nein». Vielleicht können die afrikanischen Theologen der Welt dabei helfen, den Schlüssel zur Lösung des Problems zu entdecken, wie in einer technologischen Welt die persönlichen Werte gewahrt werden können. Afrika hat bislang noch nicht die volle Macht der westlichen Technologie zu fühlen bekommen, vielleicht wird es niemals so stark industrialisiert werden wie andere Teile der Welt. Es hat berechnete Hoffnungen, die traditionellen Werte der menschlichen Person bewahren zu können.

Eng verbunden mit dem Thema der Fruchtbarkeit ist das des «Menschen in der Gemeinschaft». In seiner Botschaft an die Afrikaner im Jahre 1967 stellte Papst Paul VI. drei lobenswerte Charakteristika der afrikanischen Kultur heraus. Als erstes nannte er die geistige Lebenshaltung des Afrikaners, während die beiden anderen bezeichnenderweise der «Familiensinn» und der «Gemeinschaftssinn» waren. Wir wissen heute über den Begriff des «Menschen in der Gemeinschaft» durch die politische Philosophie Senghors, Nyereres, Kaundas und vieler anderer Bescheid, der davon ausgeht, daß der Mensch seine volle Persönlichkeit erst in der Gruppenbeziehung entdeckt. Nach Mboya ist der Mensch in der Gemeinschaft «sowohl ein Ziel als auch eine Entität». Es ist völlig nutzlos, Wohlstand zu schaffen oder andere politische Ziele des Menschen zu gewährleisten, wenn man gleichzeitig die freie Beziehung des Menschen zu der Gemeinschaft zerstört. Alle Pläne zielen daher auf eine Art gemeinschaftlichen Lebens ab, und diese Ziele müssen in der Gemeinschaft und durch sie erreicht werden. Das afrikanische Gemeinschaftsleben ist oft mißverstanden worden. Der Westen warf dem Afrikaner vor, er folge einem Herdeninstinkt, er besitze nur wenig oder überhaupt nichts Eigenes und befinde sich unter dem Joch der uralten und erstarrten Gewohnheiten. Demgegenüber ist der westliche Individualismus oft zu Unrecht als Inbegriff des Persönlichen gewertet worden. Die Wahrheit ist, daß Afrika das Wesen der Gemeinschaft, die Freiheit des Individuums innerhalb der Gemeinschaft und die Verantwortung des Individuums für die Gemeinschaft sehr wohl versteht. Die westlichen Missionare neigten dazu, dem Afrikaner eine individualistische Art des Christentums zu bringen, ein Christentum, das manchmal mit den Verpflichtungen des Christen gegenüber der gesamten menschlichen Gemeinschaft in Konflikt zu treten droht. Wenn wir auf die Stimme Afrikas hören, werden wir viel über die Beziehungen des Individuums zur Gemeinschaft und über das kollektive Zeugnis der Christen innerhalb der gesamten Gemeinschaft lernen.

### Liminalität

Eng mit der Gemeinschaft ist auch das Thema verbunden, das Turner als «Liminalität» bezeichnet.<sup>2</sup> «Liminalität» ist ein Status, der denjenigen zugeschrieben wird, die Übergangsriten durchmachen. Nachdem die Initianden einen Ritus der Lösung aus ihrem früheren Status innerhalb der Gesellschaft erlebt haben und noch auf ihre Aufnahme in einen neuen Rang warten, befinden sie sich in einem statuslosen Zustand. In allen sie betreffenden Angelegenheiten werden die normalen Konventionen und Beziehungen aufgehoben. Die «Liminalen» sind ein echter Widerspruch zu den Strukturen und Geboten der Gesellschaft. Obwohl sie in gewisser Weise passiv und schwach sind, sind sie dennoch auf unbegreifliche Weise aktiv und stark. Sie genießen eine ungewöhnliche Freiheit, und ihre Äußerungen können sogar den Charakter von Prophezeiungen haben. Ihre Verletzbarkeit ist ein geheiligter Zustand. In diesem Zustand entdecken sie die tiefen Wurzeln ihrer Menschlichkeit und eine enge gemeinschaftliche Bindung mit der gesamten Gruppe der Initianden. Die «Liminalen» sind ein Spiegel der Gesellschaft, ein Korrektiv für deren starre Strukturen. Die «Liminalität» wird zu einer Institution in Form von verschiedenen Geheimbünden und Maskengesellschaften, in denen die einzelnen ihre Freiheit als menschliche Wesen wiederentdecken und in den Tänzen die grundlegendsten Themen des menschlichen Lebens darstellen. Die «Liminalität» ist ein Wert von sehr großer Bedeutung, und auch die Pilgerkirche und der Christ in via sollten im Grunde liminal sein. So könnte der Begriff der «Liminalität» vielleicht mehr Licht auf das kollektive Zeugnis der Christen innerhalb der menschlichen Gemeinschaft werfen.

Afrika kann die Welt auch viel über Freundschaft und die Verbindung dieser einzigartigen Beziehung zur Gesamtgemeinschaft lehren. In Afrika ist die Freundschaft nicht so begrenzt und ausschließlich wie im Westen. Sie ist vielmehr offen und wird verkörpert durch die Sippenfreundschaften der afrikanischen Pastoralvölker und die überall üblichen Blutpakte. Die Freundschaft verpflichtet nicht nur die jeweiligen Freunde selbst, sondern auch die gesamte Verwandtschaft.

Eine bemerkenswerte Eigenheit des afrikanischen Ausdrucks ist die Extrapolation der Gedanken, durch die innere Zustände und Erfahrungen auf äußerliche Elemente übertragen werden. Das bedeutet keinesfalls, daß die Afrikaner keine innerlichen Gefühle besitzen, sondern es zeugt nur von der afrikanischen Extrovertiertheit, dem afrikanischen Bewußtsein der Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft sowie dem Sinn des Afrikaners für seine Abhängigkeit von den andern. Die Extrapolation bietet sich besonders dann an, wenn die Afrikaner die sozialen (bzw. die anti-sozialen) Folgerungen der Sünde ausdrücken. Ihren expressiven Höhepunkt findet sie möglicherweise in dem Ritual der Wiedergutmachung und der Wiederveröhnung, bei dem die verborgenen Spannungen und bösen Absichten eines jeden in einer allgemeinen Beichte aufgedeckt werden und so der gesamten Gesellschaft gedient ist. Eine Untersuchung der Rituale der Versöhnung wäre eine fruchtbare Arbeit für afrikanische Theologen, die sich mit der Frage der Sünde auseinandersetzen.

Schließlich bestünde der wertvollste Beitrag der afrikanischen Theologie zur Weltkirche möglicherweise in dem überall in Afrika vorherrschenden Gedanken der Lebensgemeinschaft zwischen Lebendigen und Toten. Die afrikanische Ahnenverehrung birgt einen Grad der Wechselbeziehungen zwischen Ahnen und Nachfahren in sich, der zu einer Wiederbelebung der christlichen Doktrin der Gemeinschaft der Heiligen beitragen könnte.

In der vorliegenden Untersuchung haben wir uns vorwiegend

<sup>2</sup> V. W. Turner, *The Ritual Process*, London 1969, S. 94-130.

mit dem möglichen Beitrag der afrikanischen Theologie zur Weltkirche beschäftigt, denn die Theologie ist notwendigerweise die Grundlage des gesamten afrikanischen Beitrags. Doch auch auf anderen Gebieten ließen sich Beiträge erbringen, so zum Beispiel in der Liturgie, wo traditionelle Riten, Gebete und Hymnen Material oder Vorbilder für einen afrikanischen Ritus oder afrikanische Riten liefern könnten. Ein weiterer Beitrag Afrikas würde sich auf die Struktur der Kirche beziehen. Die in verschiedenen Teilen Afrikas durchgeführten Experimente sowie die Erfahrung der Laiengeistlichen, der Katecheten, könnten Anregungen für den allgemeinen Aufbau der Gemeinschaft sowie für eine größere Diversifizierung und Entklerikalisierung der Priesterschaft geben. Afrika besitzt ein großes Potential, das es in die Weltkirche einbringen könnte. Wahrscheinlich werden wir nicht mehr lange warten müssen, bis sich dieses Potential in einen tatsächlichen Beitrag verwandelt.

A. Shorter, Kampala

(Aus: Internationales Afrikaforum, 9/10, 1971. Verlag Weltforum, München).

## Ringen mit der ignatianischen Tradition

In einer Studie, die von Mut zu kritischer Stellungnahme gegenüber der Tradition zeugt, untersuchte R. Schwager das Kirchenverständnis des Ignatius von Loyola.<sup>1</sup> Die merkwürdige «römische Wende», welche Ignatius nach seinen persönlichen religiösen Erfahrungen in Loyola und Manresa und nach seiner jahrelangen Studienzeit schließlich zur bekannten starken Bindung an die hierarchische Kirche führte, bildet dabei selbstverständlich einen ersten Gegenstand der Untersuchung. Die Folgerungen dieses einleitenden Kapitels sind jedoch eher negativ: Das Kirchenverständnis, das sich aus Äußerungen von Ignatius und dessen Gefährten ergibt, ist sehr juristisch, organisatorisch und außerdem pyramidal: der Papst besitzt die volle und universale Macht, an der die Bischöfe Anteil haben. Von einer Kollegialität und von einer Auffassung von der Kirche als Volk Gottes im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils ist keine Rede – eher das Gegenteil. Dieses Kirchenverständnis ist heute veraltet.

Wie aber steht es dann mit den «Geistlichen Übungen» von Ignatius? Von welchem Kirchenverständnis werden sie getragen? Hier beginnt der Leser (zu Unrecht, was sich weiter unten zeigen wird) zu vermuten, das Buch werde zu einer großen Anklage. Wird überhaupt noch etwas Brauchbares übrigbleiben?

Die Geistlichen Übungen erwachsen aus den Erfahrungen und der geistlichen Lehre der «vor-römischen» Periode im Leben des Ignatius und sind daher nicht oder kaum durch jene juristische Kirchauffassung, die später so hervortritt, gekennzeichnet. Aber auch eine andere, positivere Kirchauffassung ist in ihnen nicht zu finden, denn die Geistlichen Übungen – und dies klingt im Mund des Verfassers wie ein Vorwurf – stehen ganz im Zeichen einer subjektiven und individuellen, um nicht zu sagen individualistischen Frömmigkeit. Von einer Kirchlichkeit kann man also höchstens in dem Sinne sprechen, daß die Exerzitien durch die Hierarchie gutgeheißen wurden.

Die Kirche ist aber auch, so fährt die «Anklageschrift» fort, die Erzieherin der individuellen Subjektivität ihrer Gläubigen. Als Mittel zu dieser Erziehung empfahl früher die Hierarchie die Geistlichen Übungen. Könnten sie diese Funktion nicht

<sup>1</sup> Das dramatische Kirchenverständnis bei Ignatius von Loyola. Benziger Verlag, Zürich 1970.

auch heute noch haben, so daß man unter dieser Rücksicht von einer «kirchlichen Dimension der Geistlichen Übungen» sprechen dürfte? Aber auch hierin ist die Schlußfolgerung negativ, sogar noch negativer als in den beiden vorausgehenden Kapiteln. Glaubten die Teilnehmer am internationalen Kongreß über die Exerzitien in Loyola 1966 noch optimistisch von einer «einzigartigen Übereinstimmung zwischen den Exerzitien und dem heutigen Denken der Kirche» sprechen zu können, so sagt Schwager unumwunden, daß ihre Zeit vorüber sei: «Während sie früher die wesentlichen Anliegen aufgriffen, treffen sie heute nicht mehr den Nerv der Zeit» (117). Oder etwas spitz und noch schärfer formuliert: «Ihre wahre Teilnahme am Lebensstrom der Kirche können sie vielleicht gerade dadurch nochmals unter Beweis stellen, daß sie neuen Formen religiöser Formung willig den Platz abtreten» (122). Wir wollen auf diese Aussagen noch zurückkommen, zuvor aber dem Gedankengang des Buches folgen.

Jetzt kommt die große Wende. Schwager will nämlich nicht unterstellen, «mit dem Ende der ignatianischen Methode sei auch die Zeit des Ignatius selbst zu Ende gegangen» (122). Wäre es nicht möglich, so fragt er, daß das eigentliche Anliegen des Ignatius umfassender war als das, was sich davon direkt in den Exerzitien niedergeschlagen hat? Er meint dies tatsächlich – und zwar auf Grund des *praktischen Verhaltens* von Ignatius gegenüber der kirchlichen Hierarchie und vor allem gegenüber dem Papst – feststellen zu können. An vielen Beispielen zeigt Schwager, wie Ignatius dabei alles andere als jenen gefügigen Gehorsam übte, den man nach seiner eigenen Lehre erwarten würde. Nicht Gehorsam, sondern Dienst, und zwar «größerer Dienst» war für Ignatius entscheidend (Kap. 4). Das ist eine wichtige und klärende Interpretation. Wichtiger ist noch die Feststellung, daß dabei für Ignatius eine Einheit zwischen dem Wirken des Geistes im einzelnen und der Hierarchie bestand. Diese Einheit, die in «Dienst» und «Tun» zustandekommt, ist deshalb auch alles andere als spannungsfrei. Sie äußert sich vielmehr in einer Verhaltensweise, die alle Kennzeichen eines Dramas zeigt: «Entwicklung, Auseinandersetzung, Spannung, Krise, Niederlage und letztlich Versöhnung», weil ja die wahre Einheit mit der Kirche nur «durch alle Vorurteile, affektive Enge und Sündhaftigkeit der einzelnen Gläubigen und der Vertreter der Kirche hindurch zu suchen ist» (186).

### Kritik an der Kritik

Nach der Grabrede auf das Kirchenverständnis von Ignatius (bei der, wie es sich für eine Grabrede gehört, die früheren Verdienste wohl ins Licht gehoben werden) folgt hier nun eine Öffnung in die Zukunft.

Beim Lesen dieses kritischen Buches erheben sich hier aber einige kritische Fragen. Ist diese Öffnung, die hier angedeutet wird, wirklich so groß? Hat Ignatius gerade in bezug auf die Kirchlichkeit uns tatsächlich etwas zu sagen, was sonst niemand besser oder ursprünglicher herausgestellt hat und wofür wir gerade Ignatius und die von ihm her benannte Tradition nötig haben? Wir bezweifeln dies. Außer daß Ignatius Kirche und Hierarchie in einer Weise, wie es nach dem Zweiten Vatikanum nicht mehr möglich ist, gleichgestellt hat, ist auch sein «größerer Dienst» eine fragwürdige Angelegenheit. Schwager setzt diesen recht rasch mit der «größeren Frucht» gleich. Damit bekommt Ignatius etwas von einem modernen Pragmatiker, der funktional denkt und sich in seinem Handeln, frei von aller Voreingenommenheit, eher durch das Kriterium der «Wirksamkeit» als das der «Wahrheit» leiten läßt. Hat aber die «dramatische» Haltung von Ignatius gegenüber der Hierarchie nicht viel von jener mittelalterlichen Treue eines Vasallen zu seinem Herrn an sich – wie übrigens schon vor der «römischen Wende» sein mehr unmittelbarer Dienst für Christus? Trifft dieses Kirchenverständnis noch den Nerv unserer Zeit?

Wir haben aber einen noch schwereren Einwand. Schwager weist selbst – und nicht zu Unrecht – darauf hin, daß Ignatius nie eine gute Harmonie zwischen «größerer Frucht» und der christlichen Torheit des Kreuzes zu finden wußte. Während nämlich diese größere Frucht vor allem als größere öffentliche Ehre Gottes und der Kirche gesehen wurde, blieb die christliche Demut für Ignatius «vor allem ein wesentliches Element der individuellen Aszese» (173). Schwager spricht deshalb auch von einem «stark quantitativen Aspekt» in der ignatianischen Auffassung von der größeren Frucht, und sagt darum von diesem Kriterium, daß es unter dieser speziellen Rücksicht «heute mehr als fragwürdig» sei (177). Bleibt uns dann noch viel übrig, was für unsere Zeit wirklich Richtung weisen kann?

Schwager hat in seiner durch ehrliche Kritik und scharfsinniges Engagement fesselnden Studie dennoch etwas Wertvolles vor dem Scheiterhaufen gerettet. Aber wir meinen bezweifeln zu müssen, daß dieses «etwas» wohl von so unmittelbar pastoral-theologischer Bedeutung sei, wie Schwager dies wahrhaben möchte. Auch in diesem «etwas» ist Ignatius nicht direkt ein Mensch unserer Zeit. Ist dies aber auch nötig? Irgendwo spielt Schwager die beiden Brüder Hugo und Karl Rahner gegeneinander aus: Hugo, so sagt er, sieht in Ignatius vor allem den mittelalterlichen Menschen, Karl dagegen betrachtet ihn als «modernes Subjekt» (113), und er fügt dem kritisch hinzu, daß Karl *Ansätze* bei Ignatius in eine moderne Problematik hinein *auszieht* (116). Liegt in diesem letzten Satzchen nicht etwa ein Schlüssel verborgen? Hat nicht Karl Rahner vielleicht doch recht, wenn er schreibt: «Der ursprüngliche geistesgeschichtliche, ihm als Unvermeidlichkeit auferlegte Ansatz ist für Ignatius nicht die Kirche, sondern das moderne Subjekt» (Schriften VII, 40), und wenn er dem hinzufügt: «Dieses moderne Subjekt ist bei Ignatius (trotzdem) kirchlich»?

Damit berühren wir wohl den wichtigsten Punkt der Kritik. Schwager läßt mich an einen Mann denken, der auf der Suche nach Gold ist und dazu alles durchwühlt. Er findet tatsächlich ein wenig Gold. In der Tat ist in bezug auf Kirchlichkeit bei Ignatius wohl etwas zu lernen, wenngleich uns hier das Rahnersche «trotzdem» nicht fehl am Platz erscheint. Aber, wieviele andere Dinge als Gold können nicht auch von Wert sein? Und liegt dieser Wert dann nicht tatsächlich vor allem in der «Wende zum Subjekt», die Ignatius (mit vielen seiner Zeitgenossen) erlebte und für die er wohl auf einzigartige Weise eine authentisch christliche Gestalt suchte? Vieles an

dieser Gestalt ist zwar überholt – und es ist ein Verdienst von Schwagers Buch, dies unzweideutig zu zeigen –, aber seine Wertung der Freiheit, die Integration dieser Wahlfreiheit in das Gesamt der Person und die Konfrontation dieser Wahlfreiheit mit dem Evangelium von Jesus Christus – um nur einige wichtige Gesichtspunkte zu nennen – scheinen mir bei ihm wertvolleres Metall zu sein, als das bißchen Gold seines Kirchenverständnisses, das zudem erst gründlich geläutert und umgeschmolzen werden muß, um für unsere Zeit von Wert sein zu können. Und kommt überdies das «Dramatische», das Schwager vor allem an Ignatius' Kirchenverständnis würdigt, nicht auch aus dieser Wende zum Subjekt?

Zweifellos ist Ignatius auch in seiner Wende zum Subjekt nicht unmittelbar und ohne «Übersetzung» für uns richtungweisend. Schwager hat sicher recht, wenn er meint, daß der subjektiven Innerlichkeit nicht mehr jene direkte Nähe zu Gott zuerkannt werden darf, wie dies Ignatius tat; für ihn wurden ja viele Gefühle direkt durch überirdische Ursachen erweckt und bewirkt, und zwar in einer Weise, die ein «modernes Subjekt», das von unbewußten psychischen Strebungen weiß und das zwischen dem lebendigen Gott und dem affektiven Gottesbild unterscheidet, nicht mehr mitvollziehen kann.

Auch ist für Ignatius der andere Mensch, der Nächste, nicht der bevorzugte Ort zu einer Gotteserfahrung, und seine Innerlichkeit ist individualistisch gefärbt. Die Vermutung, «eine überbetonte Innerlichkeit dürfte nach einer zu absoluten Bindung an äußere kirchliche Institutionen gerufen haben» (78), ist ebenfalls nicht gänzlich unbegründet. Alle diese Bemerkungen Schwagers treffen zu, wie auch seine Kritik im allgemeinen. Wir haben es hier somit mehr mit «Ansätzen» zu tun als mit gebrauchsfertigen Regeln oder einem nachzuahmenden Vorbild. Sind aber Ansätze nicht schon wertvoll genug? Wer diese fruchtbar machen will, wird jedoch gut daran tun, auf die vielen wertvollen Einsichten über den Unterschied zwischen Ignatius und unserer Zeit zu achten, die dieses Buch von Schwager bietet.

Leo Bakker, Amsterdam

### Geschenkabonnement der Orientierung

Ihren Auftrag werden wir Ihnen gerne besorgen. Richten Sie bitte Ihre Bestellung bis spätestens 12. Dezember an die Administration.

### Heinrich Fries

## Ein Glaube – eine Taufe – getrennt beim Abendmahl?

104 Seiten, kartoniert S 88.—, DM 12.80, sFr. 16.50 (Reihe: Offene Fragen)

Der bekannte Ökumeniker Heinrich Fries weist in dem vorliegenden Band einen Weg, der in realistischer Weise über die scheinbar unüberbrückbaren Gräben der Vergänglichkeit zur Interkommunion zu führen verspricht.

Styria Verlag  Graz - Wien - Köln

An unsere verehrten Abonnenten!  
Infolge der stetig steigenden Lohn- und Gestehungskosten sieht sich leider auch die ORIENTIERUNG gezwungen, die Abonnementspreise der neuen Situation anzupassen. Diese finden Sie unter dem Impressum. Wir bitten Sie um Ihr Verständnis und danken Ihnen bestens für Ihre Treue. — Die Einzahlungsscheine für das Abonnement 1972 werden wir Ihnen zu Beginn des kommenden Jahres zustellen.

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen  
**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebner, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

**Bestellungen,** Abonnemente: Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 (Orientierung), Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360. – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

**Abonnementspreise:** Ganzes Jahr: Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / öS 145.— / FF 33.— Lit. 3700.— US \$ 7.—

**Halbjahresabonnement:** Fr. 12.50 Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / öS 75.—

**Studenten-Abonnement:** Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 80.— / Lit. 2100.—

**Gönnerabonnement:** sFr. / DM 30.— (sFr. / DM 8.— ist zweckgebundene Spende für Abonnemente in Entwicklungsländer und in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr).

**Einzelexemplar:** sFr./DM 1.50 / öS 9.—